



Diese Zimmerpflanze hat den wackeren Kampf ums Überleben längst verloren.

**„ WAS WIR HIER UND HEUTE
NATUR NENNEN, IST DIE
GEZÄHMTE UND KULTIVIERTE
FORM DESSEN, WAS WILD
UND BEEINDRUCKEND WAR “**

**Prof. Dr. Frank Eggert,
Leiter des Instituts für
Psychologie an der TU
Braunschweig, über die
menschliche Sehnsucht
nach Natur**

VON KRISTINA KRIJOM

Kaum eine Jahreszeit empfängt der Mensch so sehnsüchtig wie den Sommer. Was macht er mit uns?

Der Frühling zeigt uns, dass wir den Winter überlebt haben und der Sommer, dass es sich lohnt, den Winter zu überleben. Im Sommer gibt es Nahrung (sogar so viel, dass Vorräte für den nächsten Winter angelegt werden können), es gibt mehr Licht und mehr Farben als im Winter, mehr Zeit kann draußen unter angenehmeren Umständen genutzt werden. Die Ernten sind absehbar und damit der Lohn so mancher Mühen.

Und das ist in Zeiten von Urbanisierung noch immer von Bedeutung?

Diese Schilderung erscheint bedeutsam, obwohl unser Leben in der inzwischen schon post-industriellen Gesellschaft von diesen Vorgängen entfremdet ist. Die Ressourcenkonsequenzen, die mit den Jahreszeiten einhergehen, waren früher von so großer Bedeutung, dass sie sich in Form von diese Konsequenzen abbildenden Empfindungen in die Verhaltensregulation quasi „eingeschrieben“ haben.

Aber auch die kulturellen Praktiken, die damit einhergehen, dass produktive Tätigkeiten und Erholungszeiten synchronisiert werden und im Sommer längere Zeiten des produktiven Nichtstuns oder eigentlich besser ausgedrückt der produktiven Tätigkeit im Gegensatz zur oft als unproduktiv empfundenen Arbeit sich niedergelassen haben, lässt den Sommer in einem strahlenderen Licht erscheinen, als die anderen Jahreszeiten. Der lange Urlaub, die Flucht aus dem Eingebundensein, lassen den Sommer als Jahreszeit erleben, der in vielfältiger Hinsicht „freier“ ist und damit weniger alltäglich als der Rest des Jahres. Die anderen Jahreszeiten versuchen hier durch gut platzierte Feste wie Erntedank, Weihnachten und Ostern konkurrenzfähig zu bleiben.

Warum macht die Natur (die meisten Menschen) glücklich bzw. warum entspannen wir in der Natur?

Weil sie keine Natur (mehr) ist. Das, was wir hier und heute Natur nennen, ist die gezähmte und kultivierte Form dessen, was wild und beeindruckend war. Was uns vorsichtig sein ließ und was zwar Ressourcenquelle, aber auch Quelle von Gefahren war. Die Ressourcen sind uns geblieben und wir haben die Natur als Ressourcenquelle immer weiter optimiert. Die Gefahren sind weitgehend verschwunden (solange wir nicht ausgerechnet eine Autobahn, die in der Natur verläuft, überqueren wollen). Wir können uns also unbeschwert in der gestalteten Natur aufhalten, können ihre Gefährlosigkeit erleichtert zur Kenntnis nehmen und das Aufpassen einstellen.

Darüber hinaus ist „in der Natur sein zu können“ in der Regel gleichbedeutend mit „nicht woanders sein zu müssen“ und das ist ja meistens gar nicht so schlecht. Auch hier spielt wieder die Freiheit des Verhaltens eine Rolle. Die Kontrolle des Verhaltens liegt in den meisten Kontexten, in denen wir uns aufhalten, eben nicht bei uns, sondern bei diesen Kontexten.

Welche Kontexte sind das beispielsweise?

Arbeitskontexte, aber nicht nur diese, kontrollieren weitgehend das gezeigte Verhalten und legen ihm erhebliche Restriktionen auf. Diese Restriktionen, die kontinuierlich erfordern, dass Verhaltensweisen, die kurzfristig viel mehr Spaß machen würden, gehemmt werden müssen, sind anstrengend. Diese Anstrengung wird umso weniger nötig, je weniger Anforderungen der Kontext an uns stellt. Und: Wenn es denn so ist, dass wir der Natur weitgehend egal sind (und warum

sollte es auch anders sein?), so heißt das nichts anderes, als dass sie keine Anforderungen an uns stellt und wir befreit in ihr spielen können.

DIY-Naturkosmetik, Urban Gardening, Solidarische Landwirtschaft – trotz Landflucht scheinen viele Städter den Rückbezug zur Natur und mehr Autarkie anzustreben. Was sagt das über unsere heutige Gesellschaft aus?

Man findet ja (fast) immer das attraktiv, was man (noch) nicht hat. Die romantische Sehnsucht nach der Natur und dem Landleben ist ein steter Begleiter, seit die Natur und das Landleben nicht mehr der wesentliche Kontext des Lebens ist. Spätestens seit der Industrialisierung und der damit einhergehenden massiven Verstädterung erscheinen dem einen oder anderen die verloren gegangenen Verhältnisse idyllisch, obwohl sie das wohl nur für die wenigsten waren, wenn es diese überhaupt gab. Nichtsdestotrotz ist die Vision des Ruralen für den in der dreckigen, verpesteten (historisch in realer und übertragener Bedeutung) Stadt unter härtesten Bedingungen arbeitenden „freien“ Arbeiters eine nicht von der Hand zu weisende attraktive Utopie, in deren realer Ausprägung er allerdings verhungert wäre (was ihn ja in die Stadt getrieben hat).

Was macht das mit unseren heutigen Städten?

Nun sind wir heute glücklicherweise nicht

mehr (und noch nicht?) in den Verhältnissen absoluter Verelendung – auch wenn die relative Ungleichheit nicht ganz unproblematisch erscheint. Unsere Städte sind bewohnbarer als sie es jemals waren. Die öffentliche Hygiene und die Umweltbedingungen sind besser als je zuvor.

Klingt erst einmal erfreulich – wo liegt das Problem?

Städte sind Orte der Funktionalität, Orte des kontrollierten Verhaltens, Orte der Arbeit (und des Konsums). Städte sind Orte des organisierten massierten Zusammenlebens. Demgegenüber steht die Natur als Ort der individualisierten Freiheit (oder stellen Sie sich vor, gemeinsam mit 200 oder gar 30.000 Anderen die Natur zu erleben?). Wie attraktiv das sprichwörtliche Pflänzchen ist, das den Beton durchbricht, davon zeugen nicht zuletzt die vielen Zimmerpflanzen, die ganz selbstverständlich zum Inventar der Wohnungen gehören. Wie schwierig es diese Utopie unter den Bedingungen der organisierten Arbeit hat, zeigen die wacker ums Überleben kämpfenden Büropflanzen. Sie würden uns trotz ihres oft traurigen Anblicks fehlen, würden sie uns allein lassen in einer Welt, in der wir nicht allein sein mögen. Sie senden uns auf eine traurige aber nachdrückliche Weise ein Signal, dass es eine Welt geben kann, in der wir allein sein mögen, nicht allein sein müssen, und uns einfach daran freuen können, in der Gegend rumzustehen.



Prof. Dr. Frank Eggert lehrt und forscht an der TU Braunschweig.